

## Joachim Sartorius: Laudatio auf Hugo Claus

Was für eine Laudatio würde Hugo Claus jetzt glücklich machen? Ich weiß es nicht. Wir haben darüber nicht gesprochen. Er hätte aber diesen festlichen Rahmen, diesen alten Rathaussaal sehr genossen, wäre er schon wieder ganz gesundet und heute bei uns. Die liebste Lobrede wäre ihm aber womöglich gewesen, wenn wir in eine Kneipe nah am Wasser in Antwerpen gegangen wären, ein paar Austern geschlürft hätten, uns zugeprostet hätten, ohne Worte, nicht viele Worte, ein paar sarkastische Worte. Und dann hätte er, weil ich ihn ohne viele Worte sehr gelobt hätte, verschmitzt gelächelt, auf seine unnachahmliche Art, und ein heiseres »Danke« gesagt.

Aber er ist heute nicht bei uns, wir sind in Leipzig und nicht in Antwerpen, und so halte ich eben doch eine richtige Laudatio, eine Lobrede, die bei dem anfängt, was mich in allen Begegnungen mit Hugo Claus am nachdrücklichsten beeindruckt hat. Es ist die schiere Weite seines Schaffens, gepaart mit einer großen Unabhängigkeit des Geistes, der nie gemeine Sache macht mit den Mächtigen, den Siegern, den Politikern, eher mit den Menschen, die »unten« leben und denen er Sprache gegeben hat. Hugo Claus ist das Gegenteil eines eindimensionalen Menschen.

Lassen Sie mich kurz aus Egon Friedells »Kulturgeschichte der Neuzeit« zitieren: »In Griechenland war ein Mensch, der für hervorragend gelten wollte, genötigt, in nahezu allem hervorzustechen: als Musiker und Rhetor ebenso gut wie als Feldherr und Ringkämpfer. Der Spezialist wurde von den Hellenen geradezu verachtet: er galt, als „Banause“. Und vollends in der Renaissance war Begabung, virtú, einfach dasselbe wie Vielseitigkeit. Ein begabter Mensch war damals ein Mensch, der so ziemlich alle Gebiete beherrschte, auf denen sich Begabung zeigt.« Egon Friedell beschließt seine Beschreibung des »uomo universale« mit dem Satz: »Nur in entarteten Kulturen taucht der Spezialist auf.« Heutzutage scheinen wir mit Gehirnen zur Welt zu kommen, die gleichsam schon gefächert sind. Wir vermögen uns nicht vorzustellen, dass ein Mensch mehr als eine einzige Sache kann. Wir kleben jedem ein bestimmtes Etikett auf und sind erstaunt, misstrauisch, beleidigt, wenn er sich nicht an dieses Etikett hält.

Hugo Claus trägt kein Etikett. Er ist alles andere als ein Spezialist. Vielleicht ist er der letzte Renaissance-Mensch unserer Zeit. In seinen besten Werken wehen uns gleichzeitig mehrere Leidenschaften an: die des Malers, des Dramaturgen, des Dichters und des Romanschriftstellers. Seit seinem Debüt mit 18 Jahren wirft Hugo Claus vulkanisch Feuer, Lava und Asche aus. Der Literaturkritiker Harald Hartung sprach von »einem furiosen Multitalent auf allen erdenklichen Gebieten«: als Autor von Romanen, Erzählungen, Gedichten, Theaterstücken, als Übersetzer von Seneca, Shakespeare und Georg Büchner, als Maler und Zeichner der Künstlergruppe »Cobra« (mit Karel Appel und Pierre Alechinsky), als Regisseur eigener Stücke in Theater und Oper, als Filmemacher. Sein Register scheint unendlich, der Wechsel der Stile und Möglichkeiten erfrischend, die Lust am Experimentieren schubhaft und ungebremst.

Zum Renaissance-Menschen gehört nicht nur die Vielseitigkeit, sondern auch die Kraft. Wer Hugo Claus hat lesen hören - auch deshalb ein Jammer, dass er heute nicht hier sein kann -, der vernahm eine Stimme tief aus dem Bauch, den Eingeweiden, ein sonores Grollen, der ganze Körper ein einziger Resonanzkörper: ein Nachfahre, ohne Zweifel, der sprachmächtigen Dichterpropheten und Bußprediger des drastischen Barocks. Sicherlich ist er von allen flämischen und niederländischen Schriftstellern der irdischste, der sinnlichste. Die Nähe zu Belgien, zum Volk in den Kleinstädten und auf dem Land steht nicht im Widerspruch zu seiner Belesenheit, seiner vitalen Bildung. Rob Shouten hat, als »Der Kummer von Flandern« 1983 erschien, geschrieben, dass man Hugo Claus »als echten Sohn seines Volkes, als Schreiber der Seele einer kleinen Nation kanonisieren und „nobelisieren“ könne.

Das Wissen von Hugo Claus um den Menschen, um all seine Stärken und Schwächen, Hinfälligkeiten und Liebenswürdigkeiten, fügt das gewaltige Panorama - legen wir alle seine Werke nebeneinander - von Charakteren, Haltungen, Handlungen und Widersprüchen zu einer Ganzheitsvision zusammen, einem Kosmos, einem verdichteten Welt-Alltag, der die Dichte der Welt selbst ausstellt.

Dieser Welt-Alltag lässt sich am eindringlichsten an Hugo Claus' Hauptwerk »Der Kummer von Flandern« darstellen. Dieser große Roman, angesiedelt in den Jahren 1939 bis 1947 in einer flämischen Kleinstadt namens Walle, ist eine Familiensaga des dort ansässigen Clans der Seynaeves, vor allem ein Sittenbild der deutschen Besatzungszeit in Belgien mit dem Mief der Kollaboration, den hochfliegenden Plänen flämischer Nationalisten und einem Hauch von Widerstand. Die verzweigte Familie Seynaeve - ein Dutzend Onkel und Tanten samt Freunden und Stadthonoratioren treten an - erlaubt dem Autor, die verschiedensten Facetten des Alltags virtuos aneinanderzusetzen, eines Alltags, in dem die katholische Kirche, die flämische Bewegung, der verruchte französische Liberalismus und die Besatzungsmacht Deutschland das Klima bestimmen. Im Zentrum steht Louis, der Sohn des Druckers Staf Seynaeve und seiner schönen Frau Constance, die bei einem Nazi-Offizier gut ankommt, ein Dreikäsehoch, wach und träumerisch, frech und phantasievoll, ganz ohne Zweifel ein Selbstporträt des Künstlers als Knabe, ein Enkel Till Eulenspiegels und ein Bruder Oskar Matzeraths. Er findet alles ungemein aufregend. Die Phantasie ist wirklicher als die Wirklichkeit. Er ist Bandenchef, Liebhaber, Kriegsheld in einem. Just in dem Augenblick, da er - ohne den Eltern etwas zu sagen - der NSJV, der Nationalsozialistischen Jugend Platins, beitrifft, beginnt auch die Ernüchterung. Ich zitiere eine kurze Passage:

*„Als die deutschen Kohorten wieder einmal durch die Leiestraat und den Grote Markt marschierten, fand Louis mit Mühe zu seiner ersten Begeisterung zurück, dieser Mischung aus Angst und Entzücken, die ihn erfüllt hatte, als sie, alle im gleichen Alter, alle mit den, gleichen bronzebraunen Gesicht (eigentlich Jungen wie er, nur etwas älter) in die Stadt Walle einzogen - 'wie durch Butter' sagte Tetje. Nun glichen sie dressierten, für die gute Sache in Uniform gesteckten Männern. Der Überfall auf Belgien lag hinter ihnen. Weil sie keinem Feind mehr gegenüber standen, war ihr katzenartiger, sprungbereiter Trieb erloschen. Er fühlte sich durch diese gewöhnlichen Männer in Feldgrau irgendwie betrogen. Als hätten sie damals, in diesen flimmernden Maitagen voller Schüsse und Geschrei, ihren Auftritt in einer Operette gehabt, Tambourmajore mit Totenkopfmützen.“*

Wenig später wird Louis - im Rahmen der »Erweiterten Kinderlandverschickung« - in ein Jugendlager nach Mecklenburg verfrachtet. Die Rückkehr nach Antwerpen schildert Hugo Claus so:

*„Schlaftrunken stand Louis am Zugfenster, das nicht geöffnet werden durfte, nicht einmal, um den glücklichen Eltern in der Ferne zu winken, denn es konnte einen im letzten Moment ein Stückchen Schlacke in die Augen fliegen. Doch dann, wie befohlen das Hakenkreuzfähnchen schwenkend, fuhr er auf dem Trittbrett im Dampf des Zuges in Antwerpen ein, überwältigt von den Schreien und Rufen im heimischen Antwerpener Flämisch, und sah auf einmal Mama, die, wie versprochen, auf dem Bahnsteig stand.“*

Von Antwerpen fahren Mutter und Sohn weiter in das heimatliche Walle:

*„Der Zug hielt mitten in den Rapsfeldern. Das einzige Licht stammte von brennenden Streichhölzern, die die hohlen Gesichter der Kartenspieler beleuchteten. In der Ferne die Strahlen der Suchscheinwerfer. Der alte Mann, der sich an Louis' Seite presste, rülpste die ganze Zeit, er hörte nicht auf, eine Bauernkrankheit. Schimpfende Männer, die Laternen schwenkten, untersuchten das zischende, dampfende Untergestell ihres Waggons. Kettenhunde auf den fernen Bauernhöfen. Plötzliches heftiges Rauschen in unsichtbaren Baumkronen. Das war Belgien, und unermesslich weit weg, fast nicht mehr vorhanden, lag*

*Mecklenburg, ein flacher, unberührter Planet, durch dessen Rübenfelder hier und da ein Verstümmelter irrte. Belgien war ganz nah, voll gestopft mit blökenden, stinkenden und verängstigten Leuten.“*

Dieser große, bestürzende Roman ist nicht nur eine wie von Breughel apokalyptisch gesehene Kleinstadtidylle, nicht nur ein Sittenbild der flämischen Gesellschaft, nicht nur eine Chronik kollektiver Erinnerung mit 100 groteskabsurden Episoden, er ist auch ein eminent politischer Roman. Die Jury hat in ihrer Begründung zu Recht hervorgehoben, dass Hugo Claus immer wieder die Abgründe der modernen Zivilisation, die aus dem Inneren der Gesellschaft kommende Aggressivität, das Duckmäsertum und die Heuchelei in der politischen Szene unbarmherzig schildert. So hat der „Kummer von Flandern“, der die grauenhafte Dimension des Faschismus und der Kollaboration ausleuchtet, bis heute nichts an Brisanz verloren. Müsste man Claus' Gesamtwerk auf einen Nenner bringen, so steht es für den Verlust der sinnhaften Einheit der Welt. Hugo Claus ratifiziert diesen Verlust von Einheit, von einheitsstiftender Identität kalt, fast unbeteiligt, ohne je zu moralisieren, mit einem Schreibstil, der häufigen Zeit- und Ortswechsel erlaubt und mit lapidaren Gedankensprüngen arbeitet, die Wahnsinn und Alltag verbinden. Aber hinter dieser Kälte, hinter diesem genauen und unbestechlichen Blick verbirgt sich eine stille Wut, und diese stille Wut ist nur ein anderer Ausdruck für Anteilnahme, Zärtlichkeit und Trauer.

Am Ende des »Kummer von Flandern« ist Louis, das alter ego von Hugo Claus, 17 Jahre alt. Er wird Schriftsteller. Ein Frühreifer. Es gibt ein sehr eindringliches Foto des jungen Hugo Claus, auf dem er aussieht wie eine Mischung von Jean Gabin und Picabia, von Ensor und René Crevel. Er sieht aus, als könne er in den Filmen der Nouvelle Vogue die Hauptrollen spielen, ein ungebärdiger, kraftgenialer, mitunter auch schriller, jedenfalls hochsensibler Dichter, der - wie Herman de Coninck, ein jüngerer Dichterkollege, schrieb - uns immerzu ein köstliches Gericht aus Trüffeln und Pferdeäpfeln bereite. Nun denn.

Vielleicht ist das der eine Hugo Claus. Und der andere? In meiner Berliner Wohnung hängt links von meinem Schreibtisch an einer weißen Wand ein von einem gelbbraunen Holzrahmen umfasstes Blatt, auf dem - in der Handschrift von Hugo Claus - steht: »Silence, exile & cunning«. Ein Spruch von James Joyce. »Schweigen, Exil und List«. Dieses Bild hing im Arbeitszimmer von Hugo Claus in seinem Domizil in der Provence, unweit des Mont Ventoux.

Offenbar hatte ich es mit so begehrliehen Augen angeschaut, dass er es mir, bei einem Abschied, beiläufig schenkte. Es bedeutet mir viel, diesen Schriftzug von Hugo Claus in meiner Nähe zu haben. Silence, exile & cunning. Ich fragte ihn einmal, was es damit auf sich hat. Er sagte, es gebe seine Stimmung wieder, wenn er sich die phrygische Kappe aufsetze, eine Art Narrenkappe - das heißt: die Kappe, die Midas tragen musste, um die Eselsohren zu verbergen, die Apollo ihm aufgezwungen hatte, zur Strafe dafür, dass er - Midas - sich für Marsyas' Sangeskunst ausgesprochen hatte. Marsyas - das ist der Satyr, der mit Apollo in einen Gesangswettbewerb getreten war. Er meckerte und brüllte seinen dionysischen Gesang und unterlag, weil er - angeblich - das Erhabene profaniert hatte. Der Streit zwischen Apollo und Marsyas ist ein Streit zwischen der Leier, dem Symbol der erhabenen Kunst und der »phallischen« Flöte, dem Symbol niedrigen Stands. Hugo Claus schlägt sich in seinen Romanen und Filmen auf die Seite von Marsyas' schmerzhaft »falschem« Flöten, auf die Seite von ekstatischer Vitalität, Geilheit, Todesangst, von Leben in seinen extremen Formen. Doch zurück zur Narrenkappe und zu dem Motto: »Schweigen, Exil und List«: Diese Kappe wird eben jenen aufgesetzt, die es wagen, eine andere Meinung darüber zu haben, was Kunst, erhabene Kunst sein könnte oder nicht.

Die querköpfige Dichtkunst, für die Hugo Claus eintritt, assoziiert er mit einem flämischen Charakterzug:

*»Aber was mein Land wohl bewahrt,  
ist der Wildwuchs seiner Sprache,  
die eigenwillig ihre Wege geht  
und gegen den Terror der Schreiber,  
die Eunuchen der Brauchbarkeit,  
die Ökonomen der Sauberkeit,  
ein Erbe von Worten und Wendungen verwaltet,  
verzweigt im täglichen Dasein.«*

Ein Erbe von Worten und Wendungen, das heißt eine Sprachmusik, die im täglichen Dasein verwurzelt ist, die; mit anderen Worten, zur alltäglichen Praxis des gewöhnlichen Lebens gehört, so streng apollinische Scharfrichter das auch zu ahnen suchen.

Hugo Claus ist also auch das: im großen Ganzen der niederländischen Literatur ein kultureller Marsyas. Er ist der Listige, der im selbstgewählten Exil abseits steht und - ein großer Mann, ein Solitär - von diesem Abseits aus provoziert, spottet, schmäht, ein Narr auch, der nicht glatt und elegant schreibt, sondern grimmig, expressiv, ungebärdig. Nirgends ist harmonische Ruhe.

So heißt es auch in einem weiteren Gedicht, aus dem Zyklus »Unfromme Gebete«, in dem Hugo Claus Hekate sprechen lässt, die hilfreiche und zugleich unheimliche Göttin, die Herrin von Zauberei und nächtlichem Unwesen:

*»Allein im Unvollkommenen  
werde ich voll und dick.  
Schönheit ist kein Gleichgewicht.«*

Auf diesem dunklen Hintergrund entfaltet sich ein Werk, das die Spanne von Gesellschaft und Politik, Alltag und Eros, von schöpferischer Anarchie und tiefer Geistigkeit in der Fülle seiner Töne und Register umfasst. Dem Schöpfer dieses Werkes, diesem Zauberer vermag niemand zu widerstehen. Er beflügelt und lähmt, ernüchtert und berauscht. In seinem Besitz sind alle Heilmittel und Toxine der Welt.